

Die "hilfreiche Gruppe": Ein Weg zwischen "totaler" und "offener" Situation Arbeit

Kunstreich, Timm

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kunstreich, T. (2021). Die "hilfreiche Gruppe": Ein Weg zwischen "totaler" und "offener" Situation Arbeit. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 41(160), 35-47. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-92858-3>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Timm Kunstreich

Die „hilfreiche Gruppe“

Ein Weg zwischen „totaler“ und „offener“ Situation Arbeit

Die totale Situation

Erving Goffman bezeichnet Asyle und vergleichbare Einrichtungen als total und als „Treibhäuser, in denen unsere Gesellschaft versucht, den Charakter von Menschen zu verändern. Jede dieser Anstalten ist ein natürliches Experiment, welches beweist, was mit dem Ich des Menschen angestellt werden kann“ (1972: 23).

Renzo (Renzo-Rafael Martinez 2020: 110-112) berichtet über seine Erfahrung in einem Heim der Haasenburg GmbH in Brandenburg, in dem er zwischen seinem 13. und 17. Lebensjahr geschlossen untergebracht war. Er illustriert den Treibhauscharakter dieses „natürlichen Experiments“ an seiner eigenen Leidensgeschichte:

Als ich entlassen wurde ... Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben kann. Mir wurde drei Jahre lang beigebracht, Tischmanieren zu zeigen. Ich weiß, wie man aufräumt und wie man penibel isst. Aber ich habe nie gelernt, meine Wünsche selbstständig zu äußern, ohne dabei das Gefühl zu haben, zu viel zu verlangen. Ich habe nie gelernt, ehrlich um Hilfe zu fragen, ohne dabei das Gefühl zu haben, ich würde mich jemandem aufzwingen. Ich habe nie gelernt, wie es ist, sich mit einem Mitmenschen normal zu unterhalten. ... Und so fühlte ich mich: Ich war nichts wert. Ich lebte hinter einer Maske aus übertriebener Höflichkeit, um meine eigene Unsicherheit zu überdecken. Und so tat ich mir am Ende selbst das an, was mir die Haasenburg angetan hatte: Ich isolierte mich. Über Jahre. Ich sprach mit kaum jemandem, habe die meiste Zeit in meinem Schlafzimmer verbracht und verwehrte.

Ich war am Ende so fertig, dass ich der Haasenburg einen Brief schrieb. Ich bettelte darum, wiederkommen zu dürfen. Ich verstand diese Welt, in die hinein ich entlassen worden war, nicht mehr. Und schließlich habe ich das Surreale dem Echtem vorgezogen. Damit kannte ich mich aus. Das verstand ich. Es ergab Sinn. Die Haasenburg ergab Sinn für mich. Dort waren mein verkorkstes Selbstempfinden und die irren Normen und Regeln etwas wert. Dort konnte ich wertvoll sein. Draußen war das alles nichts wert. ... Ich war kein Monster, wie es mir eingeredet worden war.

Dieses „Treibhausklima“ wird vor allem durch drei einschneidende Regulationen erzeugt: durch die totale Abschottung nach außen, durch die penible Kontrolle jeglicher Lebensäußerung in der Einrichtung (jede Abweichung kann sanktioniert werden) sowie durch die strikte Trennung von Insassen und Aufsichtspersonal. Die totale Abschottung nach außen ist die Bedingung dafür, dass die anderen beiden Regulationen ihre Wirkung entfalten können.

Penible Kontrolle jeglicher Lebensäußerung

Zum Beispiel das selbstständig auf Toilette gehen dürfen. Nachts selbstständig aufs Klo zu gehen, ohne eine Dreiviertelstunde oder länger zu warten, bis sich eine ErzieherIn erbarmt und die Tür aufschließt. Da war ständig diese undefinierbare, latente Angst, die wie eine Wolke über einem hing. Regeln befolgen. Nicht widersprechen. Man fühlt sich ungerecht behandelt? Herunterschlucken. Diskutieren brachte einem nur Ärger, die eigene Meinung sagen ebenfalls. ... Jeder kleinste Fehler, egal wie klein, musste bis ins letzte Detail reflektiert werden. Es ist schwer, seinen eigenen Wert über einen Krümel auf dem Fensterbrett zu definieren, der, falls die ErzieherInnen ihn sehen, dazu führt, dass man am Abend keinen Chip bekommt und der ganze Tag als Rückschritt gewertet wird. Es ist hart zu verlernen selbstständig zu lernen. Es ist schwer, nicht fähig sein zu dürfen, sich kritisch mit seiner Umgebung und seinen Mitmenschen auseinanderzusetzen.

Strikte Trennung von Insassen und Aufsichtspersonal

Ab einem gewissen Punkt in meiner Heimzeit hatte ich genug von der ständigen Isolation und der menschenentwürdigenden Behandlung. Auf einmal wurde es erstrebenswert, das zu tun, was von einem verlangt wurde, um in eine bessere Phase aufzusteigen. Leute in höheren Phasen waren mehr wert. Sie hatten mehr Freiheiten, ErzieherInnen haben sehr viel häufiger ein Auge zugezückt. Das Befolgen der Regeln, egal wie willkürlich und unüberlegt sie waren, war nicht nur erstrebenswert, es war überlebensnotwendig. Wir lebten in einem Paralleluniversum, in dem auf die seltsamsten Dinge Wert gelegt wurde: Ellbogen auf den Tisch? Punktabzug und der ganze Tag war gelaufen. Beim Aufräumen einen Krümel übersehen oder beim Bettenmachen eine Falte im Kissen hinterlassen? Punktabzug. Es wurde auf jedes Detail geachtet. ... Jeden Tag wurde neu definiert, wie viel wir wert waren. Widersprechen wurde zu einem Luxus, den wir uns nicht erlauben konnten. ... Ich funktionierte.

Schon der sprachliche Duktus macht deutlich, dass die strikte Trennung zwischen Insassen und Aufsichtspersonal erfolgreiche Alltagspraxis ist: Die ErzieherInnen kommen als Personen oder gar als „AnsprechpartnerInnen“ nicht vor. Zentrales Interesse Goffmans ist allerdings nicht die strukturelle Analyse solcher Einrichtungen, sondern die Alltagspraxis, in denen diese Strukturen immer wieder her-

vorgebracht und bestätigt werden, denn nur durch ständige Wiederholung der Regelbefolgung kann die Totalität der Institution realisiert werden. Nicht umsonst gibt Goffman seiner Untersuchung den Untertitel: *Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*.

Eine Besonderheit von „Situation“ ist es, dass sie ein sozialer Raum ist, der nur durch Interaktionen seinen sozialen Sinn bekommt, insbesondere, wenn Situationen derart in ihr zeitliches und räumliches Umfeld eingebettet sind, dass sie Muster bilden: *Relationsmuster*. Wie Ralf Bohnsack (2014) plausibel herausarbeitet, lassen sich diese Muster weder aus gegebenen Strukturen deduzieren noch induktiv aus dem eigenen Erleben hervorbringen, sondern sie entstehen durch die Abfolge von Handlungsschritten. Bohnsack nennt dieses Verfahren *abduktiv*: Im Handeln entstehen erst die Muster, die von den Akteuren und den Beobachtern als regelhaft dechiffriert werden können¹.

Die Abstrusität totaler Institutionen bedeutet allerdings nicht, dass tendenziell totale Situationen nicht auch in anderen herrschaftlich verfassten Institutionen und Relationsmustern hervorgebracht werden. Es gibt sie vielmehr in allen gesellschaftlichen Relationen, nicht nur in den „öffentlichen“, sondern – zum Teil versteckt, darum aber nicht weniger wirksam – in den als „privat“ geltenden. Allerdings – und diese These soll im Folgenden geprüft werden – gibt es immer auch *Gegentendenzen zu Separation, Entwertung, Ausschließung und Isolation*, denn jede Situation enthält zumindest immer auch ein Element von Kooperation bzw. Kommunikation – und sei es subversiv wie das lebenswichtige Gespräch mit sich selbst, das selbst in Einzelhaft nicht unterbunden werden kann.

Die offene Situation

Diese „Zwiefalt“ (Buber 2006: 7) bildet ein Kontinuum, an dessen einem Ende die „totale Situation“ steht und an dessen anderem die „offene Situation“. Deren Charakteristika sind das Gegenteil von Totalität: *wechselseitige Anerkennung der SituationsteilnehmerInnen als eigenständig und unterschiedlich, aber als gleichwertig und gleichberechtigt; Verständigung über Ziel und Inhalt gemeinsamer Aktion; reichhaltige und unterstützende Beziehungen auch zu Menschen außerhalb dieser Situation*. Die offene Situation ist somit die Negation der totalen: Die vielfältigen

1 In der Sozialen Arbeit findet sich dieser Grundgedanke vor allem im Situationsansatz in der Elementarerziehung (exemplarisch Zimmer 2006). Weitere Ansätze gab und gibt es in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und anderen sozialräumlich orientierten Konzepten. Für die Allgemeinen Sozialen Dienste vgl. Kunstreich 1975.

Relationen der Teilnehmenden untereinander und nach außen sind Bedingung für die auf wechselseitige Bestätigung und Anerkennung angelegte Kooperation, in die auch die Fachkräfte der Sozialen Arbeit einbezogen sind, wenn es sich um ein professionelles Setting handelt. Allerdings ist eine derartige *Mutualität*² im Alltag aber eher in Peergruppen bzw. Gruppen mit gleicher kultureller, sozialer oder politischer Orientierung und/oder mit gemeinsamer Aufgabenbewältigung zu finden, denn jeder professionelle Zusammenhang ist von Herrschaft „infiert“³. Mutualität als soziale Figuration⁴ hingegen verbindet Egalität mit Verlässlichkeit. Wie eine gelungene Praxis von Mutualität aussehen kann und wie die mit dem Gelingen verbundenen Hochgefühle, schildert sehr anschaulich die 18-jährige Maria aus Schnelsen⁵.

Silvester ist es bei uns ziemlich aufregend. Da bauen wir Scheiße, ganz klipp und klar. Das ist der einzige Tag, an dem wir etwas machen können. Das ist der einzige Tag, an dem sich ganz Schnelsen versammeln kann, jedenfalls die Jugendlichen. Wir stehen an der Bushaltestelle, die ganzen Gruppen, da ist zum Beispiel die ältere Gruppe – so von 17/18 bis Mitte 20 – dann die Jüngeren. Die Spanische Furt hat fünf Generationen. Da sind einmal die 35-Jährigen, dann sind das die 27-Jährigen, dann sind das die 23-Jährigen, dann sind das die 19/20-Jährigen, und die letzten sind wir – nach uns kommt keiner mehr. Die nach uns sind ziemlich gut erzogen worden. Die trauen sich nicht. Die haben keinen Mut, und deshalb sind wir die letzten. Wir sind jetzt auch in einem Alter, wo wir uns sagen, was machen wir da für einen Scheiß und warum. Wir sind doch schon alt genug. An Silvester machen nur die letzten drei Generation etwas. ... ich bin die letzte, ich bin die jüngste.

So gegen 23:00 Uhr sind wir alle versammelt an der Bushaltestelle an der Spanischen Furt, machen die Wege kaputt, und anderes. Ganz berühmt ist das, was wir

-
- 2 Dieser aus der anarchistischen Tradition stammende Begriff spielt in den dialogisch orientierten Ansätzen der Sozialen Arbeit eine bedeutende Rolle. Er drückt Gleichheit und Verbundenheit zugleich aus (vgl. Gil 1992).
 - 3 Das ist die zentrale These meiner Dissertation von 1975: „Der institutionalisierte Konflikt“.
 - 4 Unter Figuration versteht Norbert Elias ein Bild menschlicher Gesellschaften, das die Einseitigkeit von „Teil“ oder „Ganzem“ vermeidet, indem es Gesellschaft als Verbindung zwischen Individuen abbildet, d.h. als gegenseitige Abhängigkeiten. „Die ‘Umstände’, die sich ändern, sind nichts, was gleichsam von ‘außen’ an den Menschen herankommt; die ‘Umstände’, die sich ändern, sind die Beziehungen zwischen den Menschen selbst.“ (Elias in: *Über den Prozess der Zivilisation*, 2. Bd.). (Eintrag zu Norbert Elias in Wikipedia, rev. 1.11.2019)
 - 5 Die folgende Schilderung stammt aus der Nutzungsbefragung zur sozialen Infrastruktur in zwei Hamburger Stadtteilen: Kunstreich 2012. Maria heißt natürlich anders und ist Stammbesucherin der Jugendberatung und des Jugendclubs in Schnelsen-Süd.

mit den Mülltonnen machen, dass wir sie anstecken. Die (Leute von der Hausverwaltung) schütten da zwar eimerweise Wasser rein, aber bislang haben wir die Container immer zum Brennen gekriegt. Da sind dann auch immer ganz viele Deutsche dabei, die auch älter sind und die Alkohol trinken. Die machen dann auch mit, da gehen dann auch Flaschen zu Bruch usw. Das ist der einzige Tag, an dem wir uns frei fühlen. Wir sind dann so ein Haufen, da kann auch die Polizei nichts machen. Und das ist ein gutes Gefühl. Wenn da einer Stress bekommt, greifen wir alle ein und zwar die ganze Spanische Furt. Und es sind ja auch Leute, die haben alle etwas zu tun, die sind in der Ausbildung oder haben eine Ausbildung gemacht. Das ist der einzige Tag, an dem wir richtig die Sau rauslassen können (Kunstreich 2012: 53 f.).

Der Gegensatz der beiden Situationstypen kann nicht stärker sein (vgl. Kunstreich 1975: 31-36):

- Das herausstechende Merkmal einer totalen Situation ist ihre herrschaftliche Komplementarität. Die Person, zu deren Gunsten diese Komplementarität besteht, hat gesellschaftliche Macht, über die Identität des Gegenübers zu verfügen. Für diejenige Person, zu deren Ungunsten diese Komplementarität besteht, ist diese Situation eine ganz besondere (also nicht alltägliche) und eine für ihre Identität bedrohliche. Beispiele: eine Gerichtssituation, ein Hilfeplangespräch, eine polizeiliche Kontrolle, aber auch in flagranti bei einem Seitensprung erwischt zu werden. In der totalen Situation gilt der soziale Code „Für“ – „ich weiß, was gut für dich ist, und auf welchem Platz in der Gesellschaft du gehörst“ – und zwar so uneingeschränkt, dass das Disziplinierende totalitäre Züge annimmt.
- Das herausragende Merkmal einer offenen Situation ist – wie oben angedeutet – Mutualität, also Gleichheit und wechselseitige normative Verbundenheit. Das bedeutet nicht Harmonie, sondern im Gegenteil: Die Eigenständigkeit und Unterschiedlichkeit der Teilnehmenden ist geradezu Voraussetzung für Dynamik, Kreativität und Spaß, aber auch für sportliches Können und die Performanz anderer Kompetenzen. Und: Es sind die teilnehmenden Personen selbst, die die Macht haben zu bestimmen, was und wie sie handeln wollen. Im Zentrum steht also die „gemeinsame Aufgabenbewältigung“ (Mannschatz 2010). Hier gilt er der soziale Code „Mit“. Er ist in der Kritik des „Für“ entstanden und hat eine eigene Praxistradition entwickelt, die – auch wenn sie regelmäßig herrschaftlich unterbrochen oder beendet wurde und wird – immer wieder einflussreiche Vertreterinnen und Vertreter hervorgebracht hat: von Jane Addams über Janusc Korczak und Paulo Freire bis Hans-Uwe Otto und Hans Thiersch (vgl. Kunstreich 2016). Hans Falck formuliert das so: „Das grundlegende Verhältnis zwischen beiden [Sozialarbeiter und Klient –

TK] beruht auf Gegenseitigkeit. Gegenseitigkeit heißt, dass das, was *für* den Klienten getan wird, so weit wie möglich *mit* ihm getan wird“ (1997: 40, Hervorhebung i.O.).

Transversalität, Subjekt- und Objektgruppe

Trotz der Gegensätzlichkeit von total und offen gibt es für beide Situationstypen jedoch zwei übereinstimmende Merkmale:

- Es ist immer der hegemoniale Kontext, in dem die Situation stattfindet, der Möglichkeiten eröffnet und Grenzen fixiert. Er wird als selbstverständlich und scheinbar unveränderbar erlebt, als eine hierarchisch gegliederte objektive Alltäglichkeit.
- Ausgelotet werden diese Möglichkeiten und Grenzen im Hier-und-Jetzt in Relationen, die quer zu den institutionellen Versäulungen der Herrschaft und der normativen Kategorisierungen vor allem von Klasse und Geschlecht handelnd hervorgebracht werden. Diese horizontalen Verbindungen leben von den subjektiven Handlungsmöglichkeiten ihrer Akteure und werden von Felix Guattari (1976) als Transversalität bezeichnet. Auf diesem Merkmal soll im Folgenden der Schwerpunkt liegen.

Die beiden Situationsschilderungen aus der Perspektive von Transversalität zu interpretieren bedeutet, sich auf die Suche zu geben

„nach einer neuen Subjektivität, einer Gruppensubjektivität, die sich nicht als Ganzes einschließen lässt, das prompt mit der Konstitution eines Ichs oder, schlimmer noch, eines Über-Ichs reagiert, sondern sich auf mehrere Gruppen zugleich erstreckt, die teilbar und multiplizierbar sind, die miteinander kommunizieren und die jederzeit aufgelöst werden können ... Das Individuum seinerseits ist eine solche Gruppe“ (Deleuze 1976: 7).

Was sich im ersten Moment widersprüchlich anhört, ist bei näherer Betrachtung die Präzisierung der berühmten 6. Feuerbach These: „... das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (MEW 3: 6). Armartya Sen sieht den Sachverhalt so: „Die zunehmende Tendenz, Menschen nur eine einzige dominante ‘Identität’ zuzuschreiben (...), ist nicht nur ein Versuch, Menschen eine externe und willkürliche Priorität aufzuzwingen, sondern verwehrt ihnen auch wichtige persönliche Freiheit, selbst über ihre jeweilige Loyalität zu den verschiedenen Gruppen zu entscheiden, denen sie angehören“ (2017: 274). Hans Falck formuliert vor diesem Hintergrund die Grundannahmen seiner Membership-Theorie: „Das Konzept des Members verwirft im gleichen Maße

den Individualismus wie den Kollektivismus. Es sieht den Kern des Lebens weder ausschließlich im Physischen noch im Psychologischen noch im Sozialen. Es geht vielmehr davon aus, dass der Member ein gestaltendes menschliches Wesen ist, ein Teil einer Welt voller Menschen“ (1997: 21).

Zentraler Ausgangs- und Bezugspunkt von Transversalität ist die Vorstellung einer *relationalen Individualität*, die sich nur als einzigartig und besonders erleben kann, indem sie Member in vielfältigen sozialen Gruppierungen ist. In jeder dieser Relationen ist das „Ich“ des Gruppensubjekts ein anderes, vergleichbar den unterschiedlichen „Ich“ in Martin Bubers Grundworten Ich-Es bzw. Ich-Du (Buber 2006: 7; vgl. Kunstreich 2009). Dieser Ansatz verwirft alle Vorstellungen, „das Individuum als geschlossenes System anzusehen“ (Falck 1997: 13). „Dauerhaftes Verbundensein und bedingter Zugang“ (a.a.O.: 23) kennzeichnen diese Relationen ebenso wie eine „Pädagogik des Sozialen“, in der Bildungsprozesse im Vordergrund stehen, die ohne Vermittler auskommen, sondern sich direkt im „Handgemenge des Alltags“ realisieren (vgl. Kunstreich 2014a: 14).

Die unterschiedlichen Querverbindungen, Verschachtelungen, Berührungspunkte, Konflikte und Widersprüche in und zwischen transversalen Relationen nennt Guattari die „Koeffizienten der Transversalität“ (1976: 48), die sich entweder in Richtung einer „Subjektgruppe“ entwickeln oder in die einer „unterworfenen Gruppe“ bzw. „Objektgruppe“. Dabei ist Gruppe nicht als feste Größe oder soziale Schließung zu verstehen, sondern als Synonym für spezifische und konkret praktizierte Relationen bzw. Relationsmuster (Weigand/Hess/Prein 1988: 246). Beide „Formatierungen“ gibt es je nach Situation in jedem Beziehungsgeflecht. Die totale und die offene Situation bilden entsprechend die Pole, zwischen denen Transversalität oszilliert.

Marias „Subjektgruppe bemüht sich, Einfluss auf ihr Verhalten zu nehmen, sie versucht, ihr Objekt zu erhellen, und setzt bei dieser Gelegenheit die Mittel für eine solche Aufklärung frei“ (Guattari 1976: 43) und zwar sinnbildlich und real durch die brennenden Container. In ihren Aktivitäten jenseits des Silvesterabends wird es Situationen geben, in denen die beteiligten Subjektgruppen zu unterworfenen Gruppen werden, zu Objektgruppen. Die „neue Subjektivität“ fragt also nicht nach dem „identitären Kern“, sondern hebt die unterschiedliche Vielfalt von Subjektivität hervor, je nachdem, in welchem Kontext die Interaktionen realisiert werden. Gerade dadurch gewinnt der Silvesterabend seine besondere Bedeutung.

„Die unterworfenen Gruppe verfügt über eine solche Perspektive nicht: Sie erleidet ihre Hierarchisierung im Zuge ihrer (vertikalen – TK) Anpassung an andere Gruppen. Von der Subjektgruppe könnte man sagen, dass sie etwas *ausdrückt*, während für die unterworfenen Gruppe gilt, dass ‘ihre Botschaft gehört wird’ – gehört, ja, man weiß

allerdings nicht wo, noch von wem, in einer unbestimmten seriellen Kette“ (Guattari 1976: 43 f., Hervorhebung i.O.).

Die Art und Weise, *wie* „Subjektgruppe“ und „Objektgruppe“ miteinander in Beziehung bzw. im Konflikt stehen, präzisiert sich im Verhältnis von Vertikalität und Horizontalität. Nur so gelingt es, das Gefühl der Freiheit und der widerständigen Aktivität nicht „in der verdummenden Mythologie des ‘Wir’ ... verschwinden (zu lassen)“ (a.a.O.: 53). Vielmehr versteht sich Transversalität als Gegensatz zu einfacher Vertikalität und Horizontalität,

- „einer Vertikalität, wie man sie etwa im Schaubild der Struktur einer Pyramide (...) findet (hier also die Ordnungskräfte von Polizei, Feuerwehr und Hausverwaltung, die für die Jugendlichen die sie unterdrückende herrschaftliche Ordnung symbolisieren -TK);
- einer Horizontalität (...) wo die Leute sich, so gut sie können, mit der Situation arrangieren, in der sie sich befinden (hier also das planlos geplante Zusammenkommen unterschiedlicher Sozialitäten zu Silvester -TK)“ (a.a.O.: 48).

Was in einer Situation als vertikal, was als horizontal gilt, entscheiden die tatsächlichen Handlungen und die subjektiven Erlebensweisen der an der Situation Beteiligten bzw. die Art und Weise, wie diese darüber (auch mit Dritten) kommunizieren. Dabei wird sowohl ein vertikaler Funktionalismus oder Strukturalismus als auch ein naiver horizontaler Interaktionismus abgelehnt. „Die Transversalität soll beide Sackgassen überwinden: die der reinen Vertikalität und die der einfachen Horizontalität. Ihrer Tendenz nach verwirklicht sie sich dann, wenn maximale Kommunikation zwischen den verschiedenen Ebenen und vor allem in verschiedenen Richtungen vor sich geht“ (a.a.O.: 49).

Dieser komplexe Zusammenhang erfährt in der totalen Situation noch eine Zuspitzung. Renzo allein in seinem kargen Zimmer lässt sich nur dann als Relationszusammenhang verstehen, wenn man sich vor Augen führt, dass es zwei grundlegende Gruppenbezüge gibt. Der eine ist – wie im Fall Marias – die *sichtbare* Gruppe, die sich an den Containern trifft. Der andere Bezug ist die *unsichtbare* Gruppe, repräsentiert in denjenigen kognitiven und emotionalen Sicherheiten, die sich Renzo durch sein Membership in prägenden Gruppenrelationen angeeignet hat und die ihn in die Lage versetzen, zwei Jahre lang gegen die Gewalt des Heimes durchzuhalten. „Alle Member bringen ihr unsichtbares Gruppen-Membership mit in die Gruppe, zum Beispiel Familie, Beruf, Freunde, Kirchengemeinde – all jene bedeutsamen Anderen, auch wenn diese nicht anwesend sind. Auch in der kleinsten sichtbaren Gruppe, die nur aus einem Klienten und dem Sozialarbeiter besteht, wird die Arbeit von unsichtbaren Gruppen beeinflusst. Die Größe der Gruppe spielt kaum eine Rolle“ (Falck 1997: 46 f.). Unter diesem Aspekt fungiert

Renzos unsichtbare Gruppe als Subjektgruppe. In dem Moment, in dem er sich in seiner Verzweiflung dem Zwang unterwirft und beginnt, die Disziplinierung seines Verhaltens zu internalisieren, steigt er zwar in der vertikalen Herrschaftssicherung auf, verstrickt sich aber zunehmend in den Relationen der Unterwerfung, also denen einer Objektgruppe – bis er schließlich nicht nur die normativen Erwartungen erfüllt, sondern sie anfängt zu „lieben“. Die Psychoanalyse nennt das „Identifikation mit dem Aggressor“.

Im Austarrieren von Horizontalität und Vertikalität müssen die Akteure diese in ihrer Ambivalenz nicht nur ertragen, sondern auch in irgendeiner Weise aktiv gestalten. Diese Verquickung wird noch deutlicher, versucht man die in diesen Verstrickungen enthaltenen „manifesten Inhalte“ von ihren „latenten“ zu unterscheiden und zu dechiffrieren. In Schnelsen geht es zu Silvester auf der manifesten Ebene ganz offensichtlich um „Randale machen/Brandstiftung/Störung der öffentlichen Ordnung“ (je nach vertikaler Perspektive), auf der latenten um Anerkennung und Entwertung, um Zuneigung, Macht und Gewalt, um Angst und Isolation. „Diese latente Instanz wollen wir als Gruppenwunsch definieren ... die Gruppenphantasie ist ihrem Wesen nach symbolisch, gleichgültig, welche Bilderfabriken sie im Schlepptau hat“ (Guattari 1976, S.44f.). An Silvester geht es – je nach Akteur – offensichtlich um Bilderfabriken der „guten/richtigen Jugendlichen“, der „Freiheit“ oder der „Anständigkeit“.

Hier berühren sich die Situationen von Renzo und Maria: Jugendliche Sozialitäten erfahren ihren Alltag eher als Objektgruppe, als „vertikal“ strukturiert und dominiert: In Schule, Ausbildung oder Betrieb und häufig auch in der Familie sind die manifesten Themen mit Unterordnung, Anpassung und Zwängen verbunden, nicht selten auch mit Gewalterfahrung. In diesen sozialen Feldern gehen die latent gehaltenen Gruppenwünsche in die horizontalen, kooperativen Praxen der Subjektgruppen über. Zu Marias Membership gehört eine derartige Subjektgruppe, während Renzo sie schmerzlich vermisst.

Die Situationsanalysen machen deutlich, dass die Verschränkung beider Situationstypen, insbesondere die Abfolge von miteinander verbundenen Situationen der „Normalfall“ sein dürfte. „Denn alles, was aktuell passiert, hat Einfluss auf alle Member der Gruppe. Insbesondere physische Nähe beeinflusst das interaktive Verhalten, denn eine Gruppe ist niemals statisch oder nur von Bedingungen abhängig; sie ist eher ein Prozess – eine Gruppe ist eine Karriere (Übersetzung T.K.)“ (Falck 1972: 6).

Die „hilfreiche Gruppe“

Welche Bedeutung sozialpädagogische Fachkräfte in den Widersprüchen von Transversalität bzw. von Subjekt- und Objektgruppe haben, wird in den folgenden Beispielen deutlich, vor allem im Übergang von der einen Formatierung zur anderen.

Frau L. aus Schnelsen-Süd berichtet; sie ist Mutter von vier kleinen Kindern⁶:

„Ich habe zwei Familienhelfer. Die tun nichts, die haben mich in den letzten zwei Monaten nur rum gescheucht. ... Die haben mir immer gesagt, machen Sie dieses, machen Sie jenes. Eigentlich sollen Familienhelfer unterstützen, helfen und auch raten und auch loben. Aber das tun sie nicht, sie kritisieren, sie beleidigen, sie terrorisieren.“ (Kunstreich 2012: 60).

Frau L. erlebt sich in dieser Gruppenkonstellation als ohnmächtig und als Objekt. Ihrem Wunsch, dass ihr im Haushalt geholfen werde, wird nicht entsprochen, stattdessen wird regelmäßig über ihr Erziehungsverhalten gesprochen. Diese Bevormundung erlebt sie als Entwertung. Von einer Nachbarin bekommt sie den Tipp, doch zum KiFaZ in ihrer Nachbarschaft zu gehen. Dort erfährt sie sich als anerkannt und akzeptiert, also als Subjekt:

„Und da habe ich mich an Uta (Beraterin im KiFaZ Schnelsen-Süd) gewendet und habe gesagt, ich habe so viele Probleme. Sie hat mir jetzt eine Haushaltshilfe besorgt, erstmal für zwei Wochen und sie kommt dreimal in der Woche. Und die hilft mir. Meine Familienhelfer versuchen seit zwei Monaten, eine Haushaltshilfe für mich zu bekommen und kriegen das bis jetzt nicht hin. Bei Uta habe ich vorgestern Bescheid gesagt und gestern ist schon jemand gekommen. Und das ist super. Uta hat gleich reagiert“ (Kunstreich 2012: 60).

Philosophie des KiFaZ ist es, die Anliegen, Vorstellungen und Wünsche der Ratsuchenden als Auftrag für die eigene Tätigkeit zu nehmen. Diese radikale Subjektorientierung führt manchmal bei anderen Einrichtungen der sozialen Infrastruktur zu Irritationen, gelegentlich auch zu Konflikten, ist aber maßgeblich für die hohe Akzeptanz des KiFaZ im Stadtteil – Uta sei die „gute Seele im Stadtteil“, so eine Bewohnerin.

Wie wichtig in diesem Zusammenhang die Zeitdimension ist, macht Frau D. aus der Lenzsiedlung deutlich, wenn sie von ihrem Übergang von einer Objekt- zu einer Subjektgruppe berichtet, also von ihrem „Bildungsprozess“:

„Die Familienhelferin war lange, lange Zeit unsere Begleiterin, 3½ Jahre, da verbindet uns schon eine ganze Menge, aber das ist ja jetzt abgeschlossen. Am Anfang war das

6 Siehe Fußnote 5.

ne Scheißzeit, weil ich natürlich gedacht habe, die wollen einem ja sowieso nur was Böses, aber jetzt bin ich doch froh, dass sich Vieles zum Besseren entwickelt hat“ (Kunstreich 2012: 60).

Beide Frauen sind Member in der Frauengruppe des KiFaZ bzw. des Bürgerhauses. Daran nimmt auch jeweils eine Sozialarbeiterin teil. Auch wenn diese in Vorbereitung und Durchführung, manchmal auch als Moderatorin, eine besondere Rolle einnimmt, ist sie jedoch in erster Linie Member, d.h. sie ist eingebunden in die Dynamik dieser jeweils einzigartigen Relationen, deren Kontinuität unter anderem durch spezifische Muster gesichert wird. Hans Falck bezeichnet diese Konstellation als „hilfreiche Gruppe“ (1997: 44).

„Die hilfreiche Gruppe stellt das wichtigste Grundelement der angewandten Sozialen Arbeit dar“ (a.a.O.), denn mit ihrer Praxis können die beiden zentralen Fragen beantwortet werden: „Wie soll ich wissen, was mein Klient von mir fordert, was sind seine Bedürfnisse und wie kann ich ihnen am besten assistieren in ihrem Vorhaben, ein gelingendes Leben zu führen?“ „Wie kann ich mich für ihn oder sie nützlich machen?“

Die Antworten unterscheiden sich deutlich von den üblichen, die Kompetenz und Professionalität der Fachkraft in den Mittelpunkt stellen. Hans Falck hingegen macht deutlich, dass die Besonderheit der „hilfreichen Gruppe“ darin besteht, dass nicht nur das aufeinander bezogene Membership der aktuell Teilnehmenden wechselseitig hilfreich ist, sondern hilfreich ist es auch für diejenigen, die zu den unsichtbaren Gruppen gehören.

„Der Unterschied zwischen dem Member, der das Angebot der hilfreichen Gruppe annimmt, um dort an der Lösung seiner Probleme zu arbeiten, und dem Member, der dieses Angebot ermöglicht, ist keineswegs so groß wie oft angenommen wird. Das Gegensatzpaar „Die“ und „Wir“, also die, die Hilfe bekommen, und wir, die wir die nötigen Entscheidungen treffen, kann leicht umgekehrt werden. Klienten und Sozialarbeiter können unter passenden Umständen und bei richtiger Qualifikation beides sein“ (1997: 44).

„Indem der Sozialarbeiter dem Klienten hilft, so hilft er auch z.B. den unsichtbaren Gruppen des Klienten, den Angestellten sozialer Einrichtungen, anderen Sozialarbeitern und dem kommunalen Gemeinwesen. ... Um ein solches Ergebnis zu erzielen, bilden Sozialarbeiter und Klient(en) eine hilfreiche Gruppe, die das Verhalten des Klienten in anderen, unsichtbaren Gruppen widerspiegelt und es dem Sozialarbeiter (und oftmals auch anderen Klienten) ermöglicht zu verstehen, wie der Klient handelt und weshalb der Klient Hilfe gesucht hat“ (1997: 56).

Auch in einem weiteren wichtigen Aspekt entwickelt Hans Falck eine alternative Position: Aus der Membership-Perspektive gibt es nur einen geringen Unterschied zwischen Settings, in denen ein Sozialarbeiter mit einem einzelnen Klienten

kommuniziert, und solchen, in denen es um mehrere Personen geht, seien es nun mehrere Klienten oder auch mehrere Professionelle. Nicht die quantitative Größe ist ausschlaggebend, wesentlich ist das Verhältnis der interagierenden Personen als Member zueinander. Dabei ist die Rolle des Professionellen eine unter anderen, wenn auch im Zweifelsfalle eine wichtige und steuernde. In diesem Zusammenhang unterstreicht er die Prozesshaftigkeit des Geschehens in der „hilfreichen Gruppe“: Sie es kein singuläres Ereignis, sondern prägt einen Lebensstil, der auf Mutualität beruht.

Und ein Letztes macht die „hilfreiche Gruppe“ deutlich: sie ist nicht auf eine vorgegebene institutionelle Struktur angewiesen, sondern ist in jedem institutionellen Setting möglich, auch gegen die jeweils dominanten Relationsmuster. Selbst in totalen Situationen kann es – allerdings als seltene Ausnahme – zur situativen Verständigung zwischen „Insassen“ und „Aufsichtspersonal“ kommen; auch der rigide Stufen- oder Phasenvollzug kann verständigungsorientiert unterlaufen werden. Das adäquate Setting für die „hilfreiche Gruppe“ ist allerdings die offene Situation. In ihr sind die vertikalen Zwänge von Herrschaft möglichst weit zurückgedrängt, begegnen sich die Member in horizontaler Gleichberechtigung und Differenz und unterstützen sich somit gegenseitig, sich als Subjektgruppe zu erleben⁷. Nur in „gemeinsamer Aufgabenbewältigung“ können latente und manifeste Inhalte des jeweiligen Beziehungsgeflechts teilweise oder zeitweise deckungsfähig werden.

Literatur

- Bohnsack, R. 2014: Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden. 9. Aufl. Opladen/Toronto
- Buber, M. 2006: Das dialogische Prinzip. Gütersloh
- Falck, H. 1972: Basic Concepts in Work with Growth Oriented Groups. Baltimore (Ms.) – 1997: Membership. Eine Theorie der Sozialen Arbeit. Stuttgart
- Gil, D. 1992: Unravelling Social Policy. 5. Aufl. Rochester
- Goffman, E. 1973: Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/M.

7 Auf die Tatsache, dass sich mit der „hilfreichen Gruppe“ auch ein anderes methodisches Verständnis für die Soziale Arbeit verbindet, kann abschließend nur hingewiesen werden. Die schon lange umstrittene Trilogie von Einzel-, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit kann somit in einem situativen (und das bedeutet auch: in einem sozial-räumlichen) Paradigma aufgehoben werden (vgl. Kunstreich 2014b: 266-329).

- Guattari, F. 1976: Psychotherapie, Politik und die Aufgabe der institutionellen Analyse. Frankfurt/M.
- Kunstreich, T. 1975: Der institutionalisierte Konflikt. Eine exemplarische Untersuchung zur Rolle des Sozialarbeiters in der Klassengesellschaft am Beispiel der Jugend- und Familienfürsorge. Offenbach
- 2012: Nutzung der sozialen Infrastruktur – eine exemplarische Untersuchung in zwei Hamburger Stadtteilen (Lensiedlung und Schnelsen-Süd). Jugendamt Hamburg Eimsbüttel
 - 2014a/b: Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit. Zwei Bände. o.O. – kostenloser Download: www.timm-kunstreich.de
 - 2016: „Vorwärts – und nicht vergessen: die Politische Produktivität!“ In: Neue Praxis, Heft 1: 20-32
- Mannschatz, E. 2010: Was zum Teufel ist eigentlich Erziehung? Berlin
- Martinez, R.-R. 2020: Schlussworte der ZeugInnen. In: Degener, L./Kunstreich, T./Lutz, T./Mielich, S./Muhl, F./Rosenkötter, W./Schwagereck, J. (Hrsg.): Dressur zur Mündigkeit? Über die Verletzung von Kinderrechten in der Heimerziehung. Weinheim/Basel: 110-112
- Zimmer, J. 2006: Das kleine Handbuch zum Situationsansatz. Berlin

*Timm Kunstreich, Spliedtring 26, 22119 Hamburg
E-Mail: timmkunstreich@t-online.de*

GraphikBüro 5/2021

SOZIALE ARBEIT

70 JAHRE
Fachzeitschrift
SOZIALE ARBEIT

Ausschlusspraktiken
und Dominanzansprüche | 202

Multiprofessionalität im
Kontext von (Flucht)Migration
und Schule | 210

Verortung der muslimischen
Zivilgesellschaft in der Sozialen Arbeit
und die Rolle der Frauen | 216

Professionalität in der migrations-
bezogenen Sozialen Arbeit | 223

6.2021

! Alle Einzelbeiträge
auch online recherchier-
und bestellbar

DZI

**Die Fachzeitschrift
für Soziale Arbeit**

- ▶ peer reviewed
- ▶ Print-, E-Abo,
Campuslizenz
- ▶ 11x jährlich

Deutsches
Zentralinstitut
für soziale
Fragen
Bernadottestr. 94
14195 Berlin

verlag@dzi.de
www.dzi.de